

DIE NATÜRLICHEN GRUNDLAGEN
ALLES SOZIETÄREN LEBENS.

INAUGURATIONSREDE,

GEHALTEN VON

HOFR. PROF. DR. KARL HOFFMEISTER

DZ. REKTOR DER HOCHSCHULE FÜR BODENKULTUR IN WIEN.

Hochansehnliche Festversammlung!

Indem ich aus den bewährten Händen meines Amtsvorgängers das Zeichen der höchsten akademischen Würde übernehme, ist es vor allem meine freudige Pflicht, Dir, lieber Kollege, der Du in mustergültiger Weise zwei Jahre lang dieses hohe Amt bekleidet hast, für Dein aufopferndes Wirken in bewegten Zeiten persönlich wie auch namens des gesamten Professorenkollegiums den aufrichtigsten Dank auszusprechen. Möge das Vertrauen des Kollegiums, das Dich in zwei aufeinanderfolgenden Jahren zur Rektorswürde berief und Dich unentwegt auf Deinem mitunter recht dornenvollen Pfade geleitete, Dir eine dauernde Genugtuung für Deine Mühe und Deine treue Pflichterfüllung sein.

Aber auch mir gebührt es, im Augenblicke der festlichen Feier meines Amtsantrittes, meiner Kollegen zu gedenken, deren Wahl mich zur höchsten akademischen Würde an dieser Hochschule berief. Ich ergreife daher freudig die Gelegenheit, um dem verehrlichen Professorenkollegium meinen verbindlichsten Dank für diesen Akt höchsten persönlichen Vertrauens öffentlich auszusprechen.

Ich muß jedoch hieran auch eine Bitte knüpfen: Ohne intensivste Unterstützung seitens des Professorenkollegiums mit Rat und Tat ist die Führung des Amtes eines Rektors nicht denkbar. Diese Unterstützung ist mir bereits in ernstesten Augenblicken meiner jungen Amtstätigkeit in vollstem Maße

zuteil geworden. Möge sie mir weiter erhalten bleiben im Interesse der Ziele, die wir alle gemeinsam zu verfolgen haben.

Mein zweites Wort aber gilt der Begrüßung der akademischen Jugend: Es erfüllt mich mit ganz besonderer Freude, zur ihr heute von dieser Stelle aus sprechen zu können.

Es wird der akademischen Jugend vielfach verargt, daß sie die begeisterte Trägerin völkischer Ideale ist. Ich kann darauf nur antworten: Wie könnte es anders sein? Ist es nicht selbstverständlich, daß gerade diejenigen, denen es vergönnt ist, an den höchsten wissenschaftlichen Forschungs- und Bildungsstätten ihres Volkes mit all den Schätzen von Geisteskultur vertraut zu werden, welche in jahrhundertelanger Arbeit die Besten ihres Volkes zusammengetragen haben, ist es nicht selbstverständlich, daß gerade diese der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung teilhaft werdende Jugend auch das feinste Empfinden und die höchste Begeisterung für die Geisteskultur ihres Volkes besitzt?

Wir wären undankbar, wenn wir vergessen wollten, daß wir diesem Idealismus der akademischen Jugend die große Freiheitsbewegung des Jahres 1813 verdanken.

Allein auch heute wieder schreit die Not des deutschen Volkes zum Himmel. Möge daher auch heute die akademische Jugend ihrem erhabenen Vorrechte, die Trägerin völkischer Ideale und Traditionen zu sein, treu bleiben. Möge sie dabei aber auch bedenken, daß es nie schwerer, aber auch nie notwendiger ist, als gerade im Unglück Nüchternheit und Besonnenheit in den Entschlüssen zu wahren, und sich auch dann, „wenn des Volkes Not auf der Seele brennt“, nicht zu Handlungen hinreißen zu lassen, welche den ringsum lauernden Feinden nur willkommene Gelegenheit geben würde zu neuen Akten von Rache und Haß.

Und nun sei es mir gestattet, einem alten akademischen Brauche folgend, wonach jeder Rektor anlässlich seiner Inauguration ein Thema aus seinem Wissens- und Forschungsgebiete zum Vortrage zu bringen hat, über gewisse natürliche Grundlagen zu sprechen, welche allen auf Kooperation beruhenden Zusammenschlüssen von Lebewesen, die wir Sozietäten nennen wollen, und insbesondere den von Intellektmenschen gebildeten eigen sind.

Das Thema entbehrt gleichzeitig nicht einer gewissen Aktualität, denn wir leben in einer Zeit, in welcher gerade die größten und wichtigsten Sozietäten der Intellektmenschen, die modernen Kulturstaaten, einem ständigen Sturmlauf unzufriedener Mitglieder ausgesetzt waren und noch sind. Es wird daher insbesondere auch die Frage zu stellen sein, ob die Sozietäten — und zumal die aus Intellektmenschen gebildeten — überhaupt imstande sein können, einen auch nur einigermaßen befriedigenden Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

Zwei Möglichkeiten waren es, die von vorneherein den Lebewesen zur Verfügung standen, um ihre Existenzbedingungen sich zu sichern: Entweder der Kampf aller gegen alle, das heißt der Kampf jedes einzelnen gegen jeden anderen einzelnen, mit dem man in irgendeine Interessenkonkurrenz und daher auch Interessendivergenz gerät; oder aber der Zusammenschluß einzelner Lebewesen — sei es artgleicher oder artungleicher — zu einer Zusammenarbeit zum Zwecke einer Sicherung oder Verbesserung der Lebensbedingungen für alle Zusammengeschlossenen.

Dieser zweite Weg der Lösung des Konkurrenzproblems wurde massenhaft beschritten. Aber auch er ließ wieder zwei verschiedene Möglichkeiten zu: Entweder konnte die Ko-

operation in der Weise erfolgen, daß alle Kooperierenden die gleiche Art von Arbeit leisten und somit quantitativ kooperieren, oder aber, daß sie ungleichartige Arbeiten leisten, das heißt also, sich qualitativ spezialisieren und somit qualitativ kooperieren.

Eine Sozietät, die auf gleichartigen Arbeitsleistungen ihrer Mitglieder aufgebaut ist, liegt uns z. B. in den Wandergemeinschaften der Zugvögel vor, die — namentlich wenn sie in Ketten oder Dreiecken fliegen und den Spitzenflieger abwechseln — sich den Flug gegenseitig erleichtern. Dasselbe Bild weist die Sozietät jagender Wölfe auf, welche durch Umzingelung des Jagdwildes und gemeinsamen Angriff auf dasselbe den Erfolg an Beute sichern und vergrößern.

Auf ungleichartiger — also qualitativ verschiedener — Kooperation beruht hingegen z. B. die Symbiose zwischen Tier und Pflanze, wobei das Tierindividuum den von der Pflanze ausgeatmeten Sauerstoff, das Pflanzenindividuum hinwiederum die vom Tiere ausgeatmete Kohlensäure aufnimmt. Am augenfälligsten jedoch tritt diese Vereinigung qualitativ verschiedener Leistungen in jenen Sozietäten zutage, in denen die einzelnen Sozietäre — trotz ihrer Artgleichheit — dennoch behufs besserer Fähigkeit zu verschiedenartigen Verrichtungen, auch verschieden gestaltet sind, wie etwa bei den Bienen, wo Männchen, Weibchen und Arbeitstiere vorhanden sind, oder bei manchen Termitengattungen, welche gar fünf verschiedene Formen von Sozietären aufweisen: Männchen, Weibchen und zwei Formen von Soldaten: eine kleinere Form für den inneren Polizeidienst innerhalb der Sozietät und eine größere Form für den Kampf mit äußeren Feinden.

Natürlich gemahnt eine solche Sozietät mit heteromorphen, den verschiedenartigen Arbeitsleistungen ange-

paßten Sozietären bereits an den Organismus, der den Ausbau seiner Bestandteile, der Organe, zu den verschiedenartigsten Leistungen im vollendetsten Maße durchgeführt hat.

Die Sozietät, welche auf die Vereinigung von qualitativ verschiedenen Arbeiten, oder — wie man ebensogut sagen kann — welche auf Teilung in qualitativ verschiedene Arbeiten aufgebaut ist, zeigt jedoch trotz ihrer Ähnlichkeit mit dem Organismus doch auch gleichzeitig wieder einen fundamentalen Unterschied gegen denselben, und zwar deshalb, weil die Vollendetheit, mit der der Organismus diese Arbeitsvereinigung, bzw. Arbeitsteilung durchgeführt hat, für die Sozietät unerreichbar ist; denn die Sozietät besteht aus selbständigen Individuen, der Organismus hingegen bestand einmal auf ferner, längst überwundener Entwicklungsstufe, aus selbständigen Individuen und war damals eben noch Sozietät und noch nicht Organismus. In dem Augenblicke aber, da aus einer Zellkolonie durch immer weiter ausgebildete qualitative Arbeitsteilung und in deren Gefolge durch vollständiges Unselbständigwerden der Sozietäre, durch Herabsinken derselben zu Organen, das heißt zu ichlosen, blinden Werkzeugen des Ganzen, die für sich allein nicht mehr lebensfähig sind, ein Organismus wurde, da hörte er auf, Sozietät zu sein und wurde eine neue Individualität, wenn auch eine solche höherer Ordnung.

Die mangelnde Erkenntnis der fundamentalen Unterschiede zwischen Sozietät und Organismus hat die denkende, forschende Menschheit oft genug genarrt und in die folgenschwersten Irrtümer verstrickt. Dies ist nicht etwa nur jenen Soziologen und Nationalökonomien widerfahren, welche in den zu einer Staatssozietät zusammengeschlossenen und gleichzeitig eine volkswirtschaftliche Sozietät bildenden Menschen

einen Organismus sehen wollten, wie es Schöffles bekanntes Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers“ zeigt, sondern dieser Irrtum ist unter anderen auch schon einem sehr frühen Vorgänger Schöffles im alten Rom im 5. Jahrhundert v. Chr. unterlaufen, als die von den Patriziern ausgebeuteten Plebejer auf den heiligen Berg auswanderten und ein neues, sozial besseres Rom gründen wollten: Da trat ihnen Menenius Agrippa entgegen und überredete sie zur Umkehr durch die Erzählung des Gleichnisses von den Gliedern und Organen des menschlichen Körpers, die den Körper dadurch töten, daß sie einander gegenseitig nicht mehr dienen wollen.

Das Gleichnis des Menenius Agrippa aber war gerade im springenden Punkte, im Vergleichspunkte selbst, falsch; denn wenn der soziale Körper, um den es sich hier handelte, ein Organismus war, dann war ein Streik der kein Ichbewußtsein mehr besitzenden und daher blind dem Ganzen dienenden Organe überhaupt unmöglich; war hingegen der soziale Körper nur eine Sozietät, dann konnte allerdings ein Zustand der Auflehnung der einen Sozietäre gegen die anderen entstehen, ja vielleicht sogar ein naturgemäßer Dauerzustand sein, der dann aber auch durch den Hinweis auf die Ideal-konstruktion des Organismus nicht zu beseitigen ist.

Welche Mängel sind es nun aber, die der Sozietät gegenüber dem Organismus eigen und gleichzeitig so stark sein können, daß parasitäre Unterdrückungsversuche auf der einen Seite und ständige Auflehnung gegen Ausbeutung auf der anderen Seite naturgemäße Dauererscheinungen zu werden vermögen?

Wie sollte z. B. ein Streit zwischen den Sozietären entstehen bei der früher erwähnten Symbiose zwischen Pflanze und Tier? Für die Pflanze ist der Sauerstoff, den sie ausatmet, ein wertloses Dejekt, für das Tier ist er hochwill-

kommen. Und ebenso ist für das Tier die von ihm ausgeatmete Kohlensäure wertloses Dejekt, für die Pflanze hingegen Lebensnotwendigkeit.

In dieser Sozietät ist nun allerdings Parasitismus auf der einen und Ausgebeutetheit auf der anderen Seite unmöglich. Leider handelt es sich hier aber nur um einen verhältnismäßig sehr seltenen Ausnahmefall; denn nur die enorme Artverschiedenheit der Sozietäre ermöglicht auch so verschiedenartige Bedürfnisse derselben, daß das, was der eine als unbrauchbar wegwirft, für den anderen von hohem Werte sein kann. Die meisten Sozietäten aber bestehen nicht aus so enorm artverschiedenen Sozietären.

So zeigt denn schon die Sozietät zwischen dem in einer Schneckenschale wohnenden Einsiedlerkrebs und der auf der Außenseite dieser Schale angesiedelten Aktinie (einer Quallenart) ein wesentlich anderes Bild: Zwar sind auch hier die Sozietäre artungleich, allein sie sind doch beide fleischfressende Tiere. Der Zweck dieser Sozietät aber ist folgender: Die Qualle besitzt Nesselkapseln, die bei Berührung wie Brennnesseln wirken und daher fast jeden Feind verscheuchen. Der Krebs braucht somit die Aktinie als Leibgarde zu seinem Schutze und muß sie dafür genau so erhalten, wie weiland die französischen Könige ihre Schweizergarden erhalten mußten. Der Krebs muß also als kooperativen Gegendienst einen Teil der erbeuteten Nahrung hergeben, somit bereits etwas leisten, das für ihn selbst von Wert wäre. Die Konfliktsmöglichkeit ist damit schon gegeben: Die kooperative, gegenseitige Unterstützung gewährt zwar erheblichen Wert für jeden Sozietär, behindert aber nicht das Bestehen von Konkurrenzkonflikten innerhalb der Sozietät zwischen den einzelnen Sozietären.

Welche Macht solche Konkurrenzkonflikte annehmen können, zeigt das Beispiel der Sozietät der Bärenrobber, bei denen das sexuelle Konkurrenzmoment — der einmal im Jahre zur Brunftzeit eintretende Kampf der Männchen um die Weibchen — sogar zeitweise überhaupt die große soziale Gemeinschaft völlig zerstört und sie in kleine Familienverbände zerfallen läßt.

Derartige Konkurrenzverhältnisse, die natürlich nicht nur auf sexuellem Gebiete zu liegen brauchen, sondern die sich ebensogut auch als Konkurrenz auf die vorhandenen Nahrungsquellen, als Konkurrenz auf den Standort usw. äußern können, bleiben also in einer Sozietät ohneweiters bestehen und bilden nur allzu leicht einen naturgemäßen Dauerzustand.

Hat also die Hoffnung auf bessere Sicherung der Daseinsverhältnisse im großen Konkurrenzkampfe aller gegen alle überhaupt zur Sozietätsbildung geführt, so ist doch damit das Konkurrenzproblem noch nicht überwunden; denn es tritt neuerlich innerhalb der Sozietät selbst auf und kann diese sogar wieder zerstören, wie das Beispiel der Bärenrobber zeigt, oder wie die Klassenkämpfe zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden in den althellenischen Kleinstaaten es erwiesen; denn an ihnen sind diese Staaten zerfallen. So können denn die durch das äußere Konkurrenzproblem entstandenen Sozietäten an dem inneren Konkurrenzprobleme wieder zugrunde gehen.

Der Organismus jedoch kann eine Konkurrenz seiner Bestandteile vermeiden; denn erstens entkleidete er dieselben so weit ihres Ichcharakters und damit auch jedes eventuell vorhanden gewesenen Ichbewußtseins, daß er ihnen jeden, auch noch so harten Dienst im Interesse der anderen Be-

standteile oder der Gesamtheit derselben auferlegen könnte, ohne daß sie dafür streng paritätisch abgewogene Gegenleistungen zu empfangen brauchten; und zweitens wäre es dem Organismus, auch wenn er ein Ichbewußtsein und einen Individual egoismus seinen Organen belassen hätte, doch wenigstens teilweise möglich gewesen, durch die totale Verschiedenheit, zu der er seine Organe ausbildete, auch deren Bedürfnisse so verschiedenartig zu gestalten, daß ein analoger Zustand eintreten könnte, wie er bei der Symbiose zwischen Pflanze und Tier herrscht, das heißt ein Zustand, bei welchem jedes dem anderen nur das gibt, was für den Geber selbst wertlos geworden ist. Die der inneren Sekretion dienenden Drüsen sind ein Beispiel dafür: Sie könnten, wenn sie ein Ichbewußtsein hätten, die von ihnen erzeugten Sekrete, weil sie diese selbst nicht brauchen können, doch nur als Dejekte ansehen, die sie abzustößen bestrebt sein müssen.

Die beiden Lösungsmöglichkeiten, die dem Organismus offenstanden, fehlen jedoch der Sozietät. Sie kann ihre aus selbständigen Individuen bestehenden Sozietäre nicht ihres Ichcharakters entkleiden und sie kann auch bei artähnlichen oder gar artgleichen Sozietätsmitgliedern nicht so verschiedenartige Bedürfnisse erzeugen, daß jeder Sozietär vom anderen nur dessen bedürfte, was für den anderen ohnehin wertlos wäre.

Dennoch ist der Natur auch hier ein Ausweg zur Verfügung gestanden, um Sozietäten selbst dann noch zu einem ehernen Zusammenhalte zusammenzuschweißen, wenn Leistung und Gegenleistung bei den einzelnen Sozietären so ungleich verteilt wäre, daß manche Sozietäre fast mit zwingender Notwendigkeit von ihren Mitsozietären als parasitär ausgebeutet sich betrachten müßten.

Am notwendigsten schien ein solcher Ausweg wohl dort, wo die Artfortpflanzung einzig und allein auf eine hingebungsvolle Pflege des Nachwuchses seitens beider Elternteile oder doch wenigstens seitens eines derselben fundiert ist. So kommt es denn schon bei vielen Vogelarten, vornehmlich aber bei der Säugetiermutter und ihrem Nachwuchs zu Sozietätsbildungen, bei denen die Mutter fast ausschließlich als der gebende und das Junge fast ebenso ausschließlich als der empfangende Teil dasteht.

Hier setzt denn ein Machtmittel der Natur mit Übergewaltiger Kraft ein: der Instinkt. Instinkte sind es somit, welche die Sozietät zwischen Säugetiermutter und Jungem zusammenhalten, und welche auch eine Unzahl von anderen Sozietäten, wie beispielsweise die der Bienen und Ameisen, beherrschen. Nichts ist unrichtiger und anthropomorpher (das heißt nach unserem eigenen menschlichen Maßstabe und nach dem Muster unserer eigenen menschlichen Verhältnisse gedacht), als wenn wir das weibliche Geschlechtstier der Bienen, den Weisel, eine Königin nennen. Denn mit dem Begriffe der Königin ist der des Regierens und Herrschens untrennbar verbunden. Das Bienenweibchen aber regiert und herrscht nicht, denn alle Mitglieder der Bienensozietät handeln, ohne Befehl und Zwang, ja selbst ohne jede Ermahnung seitens irgendeines Sozietätleiters, bloß nach ihren Instinkten.

Wie die Instinkte sich herausbildeten, mag hier dahingestellt bleiben. Unzweifelhafte Tatsache ist jedenfalls, daß sie psychische Impulse zu gewissen Handlungen darstellen, und daß sie mit automatischer Gewißheit als Reaktionserscheinungen auf gewisse äußere Reize eintreten. So erwacht denn im Zugvogel, sobald die äußeren Erscheinungen des Herbstes eintreten, automatisch ein unwiderstehlicher Wander-

trieb und ebenso automatisch treibt der erste warme Frühlingssonnenschein und das Blühen der ersten Blumen die Arbeitsbiene zu unermüdlichem Sammeln von Honig und Blütenstaub.

Instinkte sind also dadurch, daß sie auf bestimmte äußere Reize auch stets mit derselben Reaktion antworten, Impulse zu gewohnheitsmäßigen Handlungen. Sie unterscheiden sich aber von der Neigung, die auch noch der Intellektmensch zu gewohnheitsmäßigen Handlungen empfindet, dadurch, daß der Intellektmensch diese Neigung unterdrücken kann, während der noch durch keine Intellektentwicklung gestörte oder gar zerstörte Instinkt einen allmächtigen, unüberwindbaren Impuls darstellt. Der Instinkt ist demnach — um ein Wort Kants zu variieren — im vollen Sinne der kategorische Imperativ der Gewohnheit.

Und sicherlich ist auch die — wenngleich ohneweiters überwindbare — Neigung des Intellektmenschen zu gewohnheitsmäßigem Handeln ein letzter Rest aus einer früheren Periode reinen Instinktlebens.

Wo aber Instinkte das Motiv jeder Handlung eines Individuums bilden und wo somit auch die kooperativen Handlungen der Sozietäre in einer Sozietät einzig und allein nur durch die absolute Allmacht der Instinkte bestimmt werden, dort braucht es die Natur mit dem Momente einer idealen, allseitigen, gleichmäßigen Kooperation zu allseitigem, gleichmäßigem Vorteil nicht allzu genau zu nehmen; denn wo ein allmächtiger Instinkt zum Handeln zwingt, wird nicht erwogen und abgewogen, was man gibt und was man dafür empfängt, sondern es wird bedenkenlos triebmäßig gehandelt.

Das Fundamentalprinzip aller Sozietätsbildung, das Kooperationsmoment, das seinen scharfen Ausdruck findet im

Do ut des, im Geben, um zu empfangen, darf daher bei Sozietäten, die durch Instinkte beherrscht werden, in ziemlich starkem Grade verletzt werden.

Wir brauchen nur einen Blick auf das Sozietätsverhältnis zwischen der Säugetiermutter und ihrem Jungen zu werfen, um sofort zu erkennen, wie ungleich hier Geben und Empfangen verteilt ist.

Und ebenso müßte man die Arbeitsbienen in unserem Bienenstock als die bloßen Heloten der anderen Sozietäre betrachten, denn alles, was Weisel, Drohnen und junge Brut an Nahrung und Wabenwohnung benötigen, müssen die Arbeitsbienen sammeln und aufbauen, ohne daß sie dafür von den anderen Sozietären irgendeinen ersichtlichen Gegendienst empfangen würden.

Der deutsche Gelehrte Stempell hat einmal das Wort gesprochen, daß die biblische Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradiese einen tiefen naturwissenschaftlichen Sinn enthält: Als die Menschen vom Baume der Erkenntnis genossen hatten, und somit Intellektwesen geworden waren, da mußten sie hinaus aus dem Paradies der Instinkte; denn wenn die Entwicklung des Intellektes einmal einen gewissen Grad erreicht hat, dann übernimmt in der Tat der Intellekt die alleinige Führung des Individuums.

Er befreit dasselbe dadurch zwar von der despotisch-autoritativen Vormundschaft der Instinkte, macht es mündig und selbständig, er macht es aber auch vollkommen selbstverantwortlich für jeden Fehler in der richtigen Erkenntnis von Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit im Handeln.

Das Individuum erleidet sonach durch seine Emanzipation von den zu zweckmäßigen Handlungen treibenden Instinkten, die dadurch auch allmählich verlorengelangen, einen Verlust,

der erst dann als voll wettgemacht gelten könnte, wenn der Intellekt bereits so hoch entwickelt wäre, daß er mit derselben Treffsicherheit, wie vorher die Instinkte, zu jeweils zweckmäßigen Handlungen führen müßte. Einen noch größeren Nachteil als den individuellen Verlust der Instinkte bringt jedoch dem Individuum die Intellektentwicklung auf dem sozietären Gebiete.

Tritt nun also der Intellekt als Führer des Individuums an Stelle des Instinktes, dann muß er stets die Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit von Handlungen zu erkennen versuchen. Von welchem Standpunkte aber soll der Intellekt dieses Zweckmäßigkeitsurteil fällen? Unter der Herrschaft der Instinkte war es möglich, daß die Zweckmäßigkeit der Handlungen, zu denen sie trieben, weit weniger in einem kleinlichen, unmittelbaren, individualegoistischen Interesse des handelnden Individuums selbst und weit mehr im Interesse anderer, mit dem handelnden Individuum sozietär verknüpfter Individuen, bzw. im Interesse der sozialen Gesamtheit gelegen war. Die aufopferungsvolle Fürsorge für das Junge seitens der Säugetiermutter und die helotische Robot der Arbeitsbienen für die Sozietätsgesamtheit waren schlagende Beispiele hiefür.

Ganz anders als beim Instinktwesen liegt die Sache jedoch beim Intellektwesen: Ist es doch der Intellekt, der erst ein volles Bewußtsein des eigenen Ich ermöglicht und wirkliche oder vermeintliche Gegensätze entdeckt zwischen diesem Ich und der gesamten, dieses Ich umgebenden Außenwelt.

So entsteht aus dem Intellekt, aus der Erkenntnis des Gegensatzes zwischen Ich und Außenwelt, mit zwingender Notwendigkeit der Individualegoismus und dieser steigert sich mit weiter zunehmendem Intellekt so lange, als der Intellekt doch noch nicht so hoch entwickelt ist, um das

eigene Ich — anstatt es in immer schärferen Gegensatz zur übrigen Welt zu stellen — wieder als den Teil eines Ganzen zu erkennen, von dessen Wohl sein eigenes Wohl abhängt; denn nur dieses hohe, für die allermeisten heute lebenden Kulturmenschen allerdings noch unerreichbare und in weiter Ferne liegende Erkenntnisideal könnte vom Individual-egoismus wieder zum Sozialegoismus zurückführen, das heißt zu jenem Egoismus, der vor allem das Wohl eines sozietären Ganzen wünscht, weil das wünschende Ich sich nur als Teil dieses Ganzen zu fühlen vermag.

Solange aber dieser Höhepunkt sozietärer Erkenntnis- und Gefühlsentwicklung von einem Intellektwesen noch nicht erreicht ist, steht dasselbe auf dem Boden eines krassen Individual-egoismus, der sich mit jeder weiteren Intellektzunahme zunächst immer noch verstärkt.

Der Höhepunkt sozietären Empfindens und damit auch die festeste Foundation der Sozietäten liegt somit entweder im Herrschaftsbereiche des reinen Instinktes oder aber im Herrschaftsbereiche der — um abermals mit Kant zu sprechen — reinen Vernunft, das heißt eines so hohen Intellektes, daß derselbe die Abhängigkeit des Individuums von dem sozietären Ganzen voll erkennt.

Der Tiefstpunkt sozietären Empfindens und somit auch die schlechteste Foundation der Sozietäten liegt zwischen diesen beiden äußersten Polen der Entwicklung (zwischen reinstem Instinkt und reinster Vernunft) dort, wo bereits hohe Intellektentwicklung vorhanden ist, aber doch das sozietäre Erkenntnisideal noch nicht erreicht ist.

Dieser Tiefstpunkt ist zweifellos in unserer heutigen Zeit bei unserer heutigen Kulturmenschheit vorhanden.

Wenn nun aber einmal jeder Instinktimpuls vor dem Forum des Intellektes mit unerbittlicher Strenge daraufhin überprüft wird, ob er denn auch vom individualegoistischen Standpunkte gerechtfertigt sei, das heißt, ob die Handlung, zu der der Instinktimpuls antreibt, auch wirklich individualegoistisch zweckmäßig sei, dann sind bereits alle jene zur Aufrechterhaltung einer Sozietät notwendigen kooperativen Handlungen gefährdet, welche nicht mehr ganz jenem Idealtypus der Sozietät entsprechen, den wir in der Symbiose zwischen Pflanze und Tier beobachteten, und der vom individualegoistischen Standpunkte deshalb als Idealtypus erscheinen muß, weil jeder Sozietär unendlich Wertvolles empfängt und dafür doch nur für ihn völlig Wertloses zu geben braucht.

Wie erwähnt, ist aber dieser Idealfall nur bei völlig artverschiedenen Sozietären die Regel: Artähnliche oder gar artgleiche Sozietäre haben im wesentlichen auch gleichartige Bedürfnisse, so daß es als seltenster Ausnahmefall gelten darf, wenn auch hier noch individuelle Verschiedenheiten es ermöglichen, daß ein Sozietär gelegentlich einmal nur etwas für ihn Wertloses oder etwas, das ihm herzustellen keine Mühe und Arbeit kostete, hinzugeben braucht, um etwas Hochwertiges dafür zum empfangen.

Man braucht diesbezüglich bloß an die im Tauschverkehre klar ersichtlich werdende kooperative Gestaltung unseres Wirtschaftslebens zu denken, um dies zu erkennen; denn wenn der Schuhmacher ein Paar Schuhe dem Schneider gibt, um dafür von ihm ein Kleidungsstück zu erhalten, so haben beide etwas hingeben müssen, was auch für sie selbst von Wert wäre, und jeder hat im Dienste der Kooperation — somit im Dienste des anderen — Mühe und Arbeit aufwenden

müssen. Und wenn der hier vorliegende objektive Tatbestand der Kooperation juristisch auch ganz richtig mit „Do ut des“, das heißt mit: „Ich gebe, um zu empfangen“ charakterisiert wird, so ist diese Charakteristik eben nur logisch-objektiv, nicht aber auch psychologisch-subjektiv richtig; denn für die individualegoistische Psyche steht nicht das Geben, sondern nur das Empfangen im Vordergrund. Geben will sie nur, wenn anders das allein ersehnte Empfangen eben unerreichbar wäre.

Mit anderen Worten: Die individualegoistische Psyche sieht ihr Ideal in einem aktiven Parasitismus: Sie möchte am liebsten nur empfangen und überhaupt nicht geben.

Und dazu kommt noch ein psychisches Moment, das in Jordans freier Nachdichtung des Nibelungenliedes dichterisch glänzend verwertet wurde: Um uns den göttlichen Fluch, den Wotan über den Nibelungenschatz spricht, in seiner Wirkung menschlich begreiflich zu machen, wird eben jene allgemein menschliche psychische Disposition herangezogen, die leider auch eine so starke sozietätsfeindliche Wirkung zu üben vermag: der Neid. Neid ist es, der schon bei der Teilung des Nibelungenschatzes unheilvolle Zwietracht und Feindschaft bringt: Kaum hat einer bei der Teilung des Schatzes ein heißersehtes Stück erstritten, so erscheint es ihm auch schon minderwertig und er will es sofort wieder vertauschen. Sobald er es aber neuerlich in fremden Händen sieht, will er es auch schon wieder zurückhaben.

Neid ist aber nichts anderes als die Gefühlsreaktion auf den bewußt gewordenen Bestand eines Konkurrenzverhältnisses. Ein solches tritt jedoch beim kooperativen sozietären Zusammenwirken sehr leicht auf: Was wir selbst hingeben, was wir selbst opfern müssen, erscheint uns meist

unendlich wertvoll, die Gegenleistung des anderen aber erscheint uns für ihn und seine Verhältnisse meist viel zu gering. Man braucht nur an die Steuerleistungen zu denken, die wir an unsere größten Sozietäten, an die Staatssozietäten, zu vollbringen haben, und wir sehen sofort, daß jeder sich stets überlastet fühlt, aber gleichzeitig die bestimmteste Überzeugung hegt, daß jeder andere viel zu wenig besteuert ist. Und man braucht ebenso nur einen Blick in den täglichen Tauschverkehr zu werfen, um sofort zu erkennen, daß jedem Verkäufer der Preis seiner Ware stets viel zu niedrig erscheint, während der Käufer dieselbe Ware ebenso regelmäßig viel zu teuer findet.

Da wir also gemeiniglich überschätzen, was wir selbst geben, und unterschätzen, was wir als Gegenleistung von anderen empfangen, so ist auch dadurch die sozietäre Kooperation erheblich erschwert. Andererseits zeigt aber auch diese psychische Eigentümlichkeit des Intellektwesens wieder, daß sein Ideal der vermeintliche aktive Parasitismus ist.

Ich sage absichtlich: der vermeintliche aktive Parasitismus; denn für ein Wohlbefinden der Sozietäre in einer Sozietät und damit auch für die Fundation der Sozietät selbst ist nicht etwa das Urteil eines sogenannten „objektiven“, das heißt unbeteiligten Beobachters über die Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit der gegenseitigen kooperativen Leistungen maßgebend, sondern lediglich das Empfindungsurteil der beteiligten Sozietäre selbst.

Wenn sie nach der beliebten Methode stets die eigene Leistung überschätzen und die empfangene Gegenleistung unterschätzen, dann werden sie eben unzufrieden sein, vielleicht sogar gegen die Sozietät Sturm laufen, auch wenn jeder Unbeteiligte ihnen sagen müßte, daß sie nur allen Grund

zur vollkommensten Zufriedenheit hätten. Ebenso können wir aber auch täglich beobachten, wie aus Liebe oder Freundschaft freudig Opfer gebracht werden, von denen ebenfalls wieder jeder Unbeteiligte urteilen würde, daß sie in gar keinem Verhältnisse zu den empfangenen Gegenleistungen stehen.

Nur die Sozietäre selbst können sonach entscheiden, ob sie sich in der Sozietät wohl fühlen, weil nach ihrem Empfinden das, was sie empfangen, höherwertig ist als das, was sie dafür leisten oder leisten müssen.

Allerdings ist es auch schon wieder nicht gleichgültig, ob wir sagen: „Leisten“ oder aber „Leisten müssen“; denn es macht für die Psyche des Leistenden auch schon wieder einen gewichtigen Unterschied, ob er von einem ganz bestimmten Opfer sich sagt, daß er es leisten will, oder aber, daß er es leisten muß; denn eine objektiv ganz gleichbleibende Leistung ist für den Leistenden leichter, wenn er sie vermeintlich freiwillig vollbringt, und weitaus schwerer, wenn er einen Zwang, ein Müssen, dabei fühlt. Man denke nur an den Mißerfolg, den man hätte, wenn man die Leistungen, die bei freiwilligen sportlichen Übungen erzielt werden, von den Leistenden auch in ihrer Berufstätigkeit verlangen wollte: Wer zehn Stunden bei einer ermüdenden Hochtour ununterbrochen und dennoch gerne auf den Füßen ist, wird es trotzdem als unmöglich ansehen, daß er auch in seinem Berufe gelegentlich zehn Stunden hindurch hinter einem Ladentisch stehend Kunden bedient.

Es spielt demnach in der Sozietät auch die vermeintliche Freiwilligkeit oder aber Unfreiwilligkeit der kooperativen Leistungen eine recht gewichtige Rolle.

Das ist eine Tatsache, welche besonders denjenigen, die stets nur von der Sozialisierung aller Betriebe träumen, nicht oft genug vor Augen gehalten werden kann: Keine einzige Sozietät, die als freiwillig bestehende ihre Daseinsberechtigung und eine bestimmte Leistungsfähigkeit erwiesen hat, bildet deshalb auch schon einen Beweis dafür, daß dieselbe Sozietät als Zwangssozietät ebenso daseinsmöglich und ebenso leistungsfähig wäre.

Daß solche Dinge, wie die Tatsache der weitverbreiteten kommunistischen Bestrebungen zeigen, so leicht übersehen werden können, liegt in jener bereits erwähnten folgeschweren Verwechslung von Sozietät und Organismus, welche von Menenius Agrippa angefangen über Schäffle bis zum heutigen Tage dauerte und noch immer nicht überwunden ist: denn nur der Organismus besteht aus unselbständigen, willenlosen Werkzeugen gleichenden Organen, die Sozietät hingegen aus selbständigen Individuen.

Und wenn diese selbständigen Sozietärindividuen insbesondere noch Wesen von hoher Intellektentwicklung und ausgeprägtem Ichbewußtsein sind, die das Paradies der Instinkte längst verlassen haben und den Individual egoismus zum einzigen Gott erhoben, der über sie herrschen darf, dann hat auch die Wesensverschiedenheit zwischen Sozietät und Organismus ihren Gipfelpunkt erreicht: Während im Organismus die ungestörte Harmonie in der Kooperation der Organe die Regel ist, wird in der Sozietät hochentwickelter Intellektwesen die stets wachsende Disharmonie zur Regel; denn es wächst beständig der im Parasitismus gipfelnde Drang nach Vergewaltigung aller Mitsozietäre bei gleichzeitiger schärfster Ablehnung jeder eigenen Vergewaltigung und jedes Zwanges

auf das eigene Ich. Der so beliebte Schrei nach Klassendiktatur und der ebenso beliebte gleichzeitige Schrei nach weitestgehender persönlicher Freiheit aller Staatsbürger sind schlagende Beweise dafür: Jene Antagonie der Sozietäre untereinander, welche die Plebejer dereinstens zur Auswanderung auf den heiligen Berg trieb, ist also ein völlig naturgemäßer Dauerzustand jeder Sozietät von Intellektmenschen.

Nun stehen aber die Begriffe „zwangslose individuelle Freiheit“ einerseits und „Kooperationsnotwendigkeit“ andererseits zumeist schon in einem gewissen unversöhnlichen Gegensatze zueinander; denn nur allzu leicht wird die Kooperationsnotwendigkeit bereits als Zwang und als Einschränkung der individuellen Freiheit empfunden, und wo dies der Fall ist, dort ist die betreffende Sozietät auch schon sehr gefährdet. Ein schlagendes Beispiel dafür bietet die Geschichte der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in allen Kulturstaaten: Gerade in dem Punkte, auf welchen von sozialistischer Seite die höchsten Hoffnungen gesetzt wurden, um mit Hilfe der Genossenschaften der kapitalistischen Wirtschaftsordnung den Todesstoß zu versetzen, gerade in diesem Punkte haben die Genossenschaften überall vollkommen versagt; denn wo man, um den kapitalistischen Unternehmer auszuschalten, den Arbeitern eine Fabrik in Form eines genossenschaftlichen Unternehmens der Arbeiter zur Verfügung stellte, dort versagte die Genossenschaft typisch. Denn wenn die durch die Kooperation erforderte strenge Arbeitsdisziplin erhalten werden sollte, dann konnten die Genossenschafter keine Befreiung von der Last des Zwanges und kein Avancement zur Selbständigkeit empfinden. Wenn aber die Genossenschafter sich nunmehr als souveräne Herren

ihres Unternehmens fühlten und dadurch die Arbeitsdisziplin lockerten, dann waren die Vorteile der Kooperation auch schon größtenteils wieder verloren. Darum haben Arbeiterproduktivgenossenschaften niemals reussiert.

Diesen Mißerfolgen gegenüber errang das Genossenschaftswesen seine größten Erfolge in gewissen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetrieben, wie Molkerei-, Kredit-, Lagerhausgenossenschaften u. a., somit geradezu typisch auf solchen Betätigungsgebieten, welche die wirtschaftliche Selbständigkeit der Genossenschafter am allerwenigsten fühlbar beeinträchtigten; denn der bäuerliche Landwirt bleibt vollkommen selbständiges Wirtschaftssubjekt und führt seinen Betrieb doch in der Hauptsache ganz nach seinem Gutdünken weiter, wenn er auch z. B. einer Molkereigenossenschaft beitritt und von nun ab die in seiner Wirtschaft produzierte Milch an die Genossenschaft zur weiteren Verarbeitung und Verwertung abgeben muß.

Ein ewiger Kampf zwischen Freiheit und Zwang ist somit ein unbehebbares Übel in fast allen aus Intellektmenschen bestehenden Sozietäten.

So notwendig nun aber auch diese Disharmonie für die Evolution der Sozietäre und der Sozietät selbst unter Umständen sein mag, so gefährlich ist sie andererseits doch auch wieder für den Bestand und das Gedeihen der Sozietät und damit indirekt auch für das Wohl der Sozietäre selbst, soweit dasselbe eben vom intakten Bestand der Sozietät abhängt. Man denke beispielsweise an eine Jägerhorde, bestehend aus Menschen auf allerprimitivster Kulturstufe: Die Jagdgeräte sind daher noch so mangelhaft, daß ein Jagderfolg in der Regel nur durch vollkommene Umzingelung des Wildes

möglich ist, genügende Jagdbeute daher auf die Dauer nur durch die stetige Kooperation aller erwachsenen Hordenmitglieder erworben werden kann. Nun könnte aber das beim jedesmaligen Teilen der Beute sich äußernde Konkurrenzmoment (Neid) jeweils verschiedene Mitglieder veranlassen, sich für benachteiligt zu halten, da ihr Beuteanteil zu klein ausgefallen sei im Vergleich zu dem seitens des Führers von ihnen geforderten und auch tatsächlich geleisteten Teil der Jagdarbeit, welcher — wenigstens nach ihrer Meinung — der weitaus schwierigste gewesen sei. Kann ihrer Forderung nach einem größeren Beuteanteil nicht Folge gegeben werden, weil etwa sonst andere Hordenmitglieder ganz leer ausgehen müßten oder weil der Führer entscheidet, daß ihr Anteil an der Jagdarbeit gar kein so schwerer und ausschlaggebender gewesen sei als sie glauben, dann führt die Neidempfindung auch unweigerlich zur Zwangsempfindung in dem Sinne, daß erstens der nur kleine Anteil am Gesamtprodukt als Ausfluß eines auf die vermeintlich Benachteiligten ausgeübten Zwanges aufgefaßt wird, und daß sich zweitens folgerichtig daran die weitere Empfindung knüpft, daß man, ihre Kraft und Geschicklichkeit ausbeutend, sie zu allzu großen Leistungen im Interesse der anderen Sozietäre gezwungen habe. Stellt sich eine derartige Mentalität öfters ein oder wird sie gar zu einem Dauerzustande, dann ist die Sozietät gefährdet, weil die vermeintlich Benachteiligten aus ihr austreten werden, falls sie nur halbwegs hoffen dürfen, trotz ihrer geringeren Zahl dennoch genügende Jagdbeute erlangen zu können. Jedenfalls aber erschwert sich durch diese Teilung der Horde sowohl für die ausscheidende wie für die zurückbleibende Gruppe die Existenz, ja es wäre unter Umständen sogar möglich, daß durch die Zertrümmerung

der ursprünglichen großen Sozietät alle ihre Mitglieder zugrunde gehen.

Wenn nun ein Übermaß von individuellem Freiheitsdrang, ein Streben nach aktivem Parasitismus, eine Auflehnung gegen jeden Zwang zur Kooperation und alle sonstigen Äußerungen eines übergroßen Individual egoismus die Sozietäten der Intellektmenschen unausgesetzt in ihrem Bestande gefährden, dann mußten die Weisesten und Einsichtigsten unter ihnen von jeher bestrebt sein, den Individual egoismus zu bekämpfen und an seiner Stelle das Sozietätsgefühl zu erwecken. Alle großen Religionsstifter der Kulturreligionen und alle großen Ethiker unter den Philosophen von Plato und Aristoteles bis auf Fichte haben denn auch tatsächlich in diesem Sinne zu wirken gesucht. Sie haben damit für das große Gebiet der Menschheitsgesamtheit genau dasselbe Ziel verfolgt, das auch heute noch in seinem im Vergleiche hierzu allerdings minimalen Wirkungsbereiche bei der bäuerlichen Bevölkerung der genossenschaftliche Wanderlehrer anstrebt: den „genossenschaftlichen Geist zu erwecken“, wie der gewöhnliche Ausdruck dafür lautet, was jedoch abermals nichts anderes bedeutet, als an die Stelle des Individual egoismus das Solidaritätsgefühl und in seinem Gefolge das Sozietätsgefühl zu setzen.

Blicken wir nach den Erfolgen dieser Bestrebungen, so erweisen dieselben deutlich einen schweren Nachteil, in welchem sich die großen und größten Sozietäten gegenüber den kleineren und kleinsten derselben befinden.

Denn wenn für irgendeine Sozietät ein Sozietätsgefühl erweckt werden soll, so ist der Erfolg um so wahrscheinlicher und um so größer, je kleiner die Sozietät ist, und umgekehrt

ist der Erfolg um so fragwürdiger und um so kleiner, je größer die Sozietät ist, welcher das Gefühl gelten soll. Die Ursache hievon ist leicht zu erkennen: Je mehr Gemeinsames uns mit unseren Mitsozietären verbindet, desto inniger wird auch das seelische Band des Zusammengehörigkeitsgeföhles sein, das uns mit ihnen zusammenhält.

Und je weniger Gemeinsames uns mit unseren Mitsozietären verbindet, desto weniger Berührungspunkte haben wir mit ihnen und desto gleichgültiger und kälter werden wir ihnen gegenüberstehen. Die Zahl der gemeinsamen, oft fast bis zu einer gänzlichen Interessensolidarität reichenden Momente, welche z. B. die engsten Familienangehörigen oder die engsten Berufs- und Gesinnungsgenossen verbinden, ist nun naturgemäß weit größer als die Zahl jener gemeinsamen Momente, welche uns etwa mit unseren sämtlichen Mitbürgern in der Staatssozietät verbinden.

Darum ist das Gefühl der Klassenzugehörigkeit oft ein viel stärkeres als das der Volks- und Staatszugehörigkeit, und ein Vernichtungskampf gegen andere Klassen des eigenen Volkes und Staates kann oft näher liegen als ein Kampf gegen fremde, feindliche Völker und fremde, feindliche Staaten. Darum folgte auf die Bauernkriege des 16. Jahrhunderts, in denen Bruderblut in Strömen floß, jenes furchtbare Darniederliegen des deutschen Volkes, das dann im Dreißigjährigen Kriege Deutschland zum Tummelplatz aller eroberungslustigen Nachbarvölker machte, so daß in diesem Kriege zwei Drittel der deutschen Bevölkerung hinweggerafft werden konnten.

Diejenigen aber, welche künftig die berufenen geistigen Führer ihres Volkes sein werden — und das ist in erster Linie die akademische Jugend —, müssen sich folgende Erkenntnis klar vor Augen halten: Keine Sozietät — und am wenigsten

eine aus Intellektmenschen bestehende — kann die Vollkommenheit eines Organismus erreichen und muß daher Fehler und Mängel aufweisen, welche nur gemildert, nie aber vollkommen beseitigt werden können. Eben dies zwingt aber dazu, alle Kräfte anzuspannen, um, soweit dies überhaupt erreichbar ist, an Stelle des kleinlichen Materialismus den großzügigen Idealismus, das heißt an Stelle des Individual-egoismus das Solidaritätsgefühl des ganzen Volkes zu setzen, wenn es gelingen soll, alle die Errungenschaften zu bewahren, die wir in jahrtausendelanger sozietärer Kooperation erreicht haben und auch nur durch diese erreichen konnten, die aber auch ebenso wieder zugrunde gehen müßten, wenn die großen Sozietäten, welche diese Errungenschaften geschaffen haben, zerfallen.

